

Leseprobe aus: **Weltmedizin** von Dr. Dietrich Grönemeyer. Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages. Alle Rechte vorbehalten.

PRANAHAUS[®]
Alles Gute für Körper, Geist und Seele

Hier geht's zum Buch
[>> Weltmedizin](#)

Inhalt

Auf der Suche nach den Geheimnissen der Weltmedizin 11

Die Kunst des Heilens 12 Jede Medizinschule hat ihre Berechtigung 13
Arzt in sechster Generation 17 Lernen von Chinesen und Asiatin-
nen 20 Wider den Untergang des Humanismus in der Medizin 23
Wie heilt man ohne Labor, EKG und Bildgebung? 25 Individualisierte
Medizin 27 Der aus dem Schlamm kam, Carl Abraham von
Hunnius 29 Heilpflanzen und Medikamente zwischen Wohl und
Wehe 32 Das Alte mit dem Neuen verbinden 35

Alles fließt: Die Anfänge der Heilkunst 39

Geistheilung 40 Innere und äußere Harmonie 42 Himmel und Erde,
Feuer und Wasser 44 Unani-Medizin 45

Wo das »Qi« strömt: Mein Aufbruch ins Reich der Mitte 51

Das Wunder der chinesischen Heilkunst 53 Weiterbildung in Sri
Lanka 55 Von der Akupunktur zur Mikrotherapie 59 Mit den Fingern
sehen 61 Blockadebrecher 63 Körper und Geist sind untrennbar 65

Indische Lebensweisheiten: Wann ist der Mensch »bei sich«? 67

Alles ist Teil der Ganzheit 69 In sich sein 72 Nicht Krankheiten
behandeln, sondern Gesundheit erhalten 74 Yoga und Ayurveda: Zwei
Seiten einer Medaille 76 Erste Begegnungen mit Yoga in Sri Lanka 78
Die Panchakarma-»Verjüngungskur« 81 Ernährung ist Medizin 83
Wer hat von wem gelernt? 86

Der achtsame achtfache Pfad: Wie ich lernte, den tibetanischen Ärzten zu vertrauen 89

Meine Begegnung mit dem Dalai Lama 90 Heilsames Bhutan 92
Glauben und Wissen 95 In ihren Wurzeln liegt die Kraft der
Medizin 97 Der Körper ist der Tempel der Seele 100 Die Reise
ins Ich als Weg in die Welt 106

Unter Schamanen und Medizinmännern: Alles Magie? 109

Ver-rückte Welten 110 Wissensverlust durch religiösen Wahn 112
Unerklärbare geistige Heilkräfte in Hawaii 115 Lass los und lebe! 118
Beobachten und Empirie statt Kernspin und Labor 120 Nicht jede
Tasse passt in jeden Schrank 124 Heilen durch Wärme und natürliche
Antibiotika 126 Die Kraft der Suggestion 131 Die Kraft der Natur 133
Tanzen als Therapie 136 Das verlorene Wissen der Azteken, Inkas
und Mayas 138 »Heidnischer« Weihrauch 141

Gute Nonnen, böse Hexen: Eine Zeitreise durch die Kräutergärten der Weltmedizin 143

Antikes Aspirin, natürliche Arzneien 145 Die Systematisierung der
Heilkunst: Galen und die Klostermedizin 149 Die Mutter der euro-
päischen Naturheilkunde: Hildegard von Bingen 152 Teufelswerk
oder göttlicher Segen: Die Tyrannei der Rechthaber 155 Die fort-
laufende Erweiterung der Pflanzenapotheke 156 Irrtümer, Mys-
tik und Verzückung 160 Die wissenschaftliche Pflanzenheilkunde:
Phytopharmakologie 165 Der Aufstieg der Pharmazie aus der Natur-
heilkunde 167

Von Ärzten, Forschern und Maschinen: Wege und Irrwege der Schulmedizin 171

Wie die Anatomie der Schulmedizin den Weg ebnete 172 Die Patho-
logie als Mutter der naturwissenschaftlichen Medizin, Virchow als
ihr Vater 174 »Halbgötter in Weiß«: Der Siegeszug der Chirurgie 176

Das radiologische Körperkino 180 Immunologie: Der Kampf gegen die Menschheitsgeißeln 184 Zucker ist nicht nur süß: Volksseuche Diabetes 189 Das Herz: Unser geliebter und gefährdeter Mittelpunkt 191 Das Gehirn als letzte Bastion: »Menschendesign« durch Transplantation? 195 Entmündigung durch Technik? 200 Am Scheideweg der Medizingeschichte 204

Hippokratischer Eid 209

Vom Alpha bis zum Omega der Medizin: Ein kleiner Wegweiser

Medizinischer Pfadfinder 1 – Von A bis Z: Traditionelle und alternative Heilweisen der Welt 213

Medizinischer Pfadfinder 2 – Von A bis Z: Schulmedizin 252

Anhang

Literatur 274

Personenregister 285

Auf der Suche nach den Geheimnissen der Weltmedizin

Ärzte sind keine Halbgötter in Weiß, Schamanen keine Zauberer, auch wenn Vertreter beider Gruppen bisweilen so tun. Wunderheiler verdanken ihre Existenz dem Mythos, religiösem Denken oder schlichtweg den Wunschträumen vieler Menschen, der Kranken in höchster Not. Von Angesicht zu Angesicht bin ich auf all meinen Reisen noch keinem begegnet. Gleichwohl gibt es ungelöste Rätsel wundersam anmutender Heilung. Selbst die Schulmedizin bediente sich immer wieder zufällig entdeckter Behandlungsmethoden, deren erfolgreiche Wirkungsweise sie sich lange nicht erklären konnte. Nach wie vor werden, etwa bei Rückenleiden, Heilmethoden oder Medikamente verordnet, die von quälenden Schmerzen erlösen, ohne dass wir sagen könnten, worauf die Wirkung beruht. Allein die Erfahrung verbürgt den therapeutischen Erfolg.

Nicht alles, was den Naturheilkundigen, etwa den Buschmännern im südlichen Afrika, gelingt, kann ich mir wissenschaftlich erklären. Diese Ratlosigkeit lässt den Schulmediziner, der ich nun einmal bin, nicht selten zweifeln. Geht das alles mit rechten Dingen zu? Oder sitzen wir da einem Schwindel auf, womöglich einer Inszenierung, mit der sich die wundersam Heilenden selbst etwas vormachen, um die Kranken mental über ihre Beschwerden hinwegzutäuschen, wenig-

tens vorübergehend? Ganz auszuschließen ist das nicht immer, zumal die Mediziner und die furchtsam bewunderten Kräuterfrauen, die »Hexen« früherer Jahrhunderte, auch selbst fast nie erklären konnten oder können, wie es ihnen beispielsweise gelingt, nur mit Blicken oder durch das bloße Fühlen des Pulses zu erkennen, welche inneren Organe ihren Dienst versagen, welche Erkrankung vorliegt. Dennoch stelle ich immer wieder staunend fest, dass die erfüllten Diagnosen dem entsprechen, was wir als akademisch geschulte Ärzte mit Hilfe von Laboruntersuchungen oder bildgebenden Verfahren ermitteln.

Die Kunst des Heilens

Goethes Empfehlung, die Geschehnisse der Natur »sinnenmäßig« zu erfassen, verstand sich für Heilende seit jeher. Lebenserfahrene Ärzte tun das bis heute. Wenigstens teilweise praktizieren sie durchaus sinnlich, aus dem Bauch heraus, würde der Volksmund sagen. Sie nehmen Gesundheit und Krankheit, Entstehen und Vergehen des Lebens dank ihrer Sinneserfahrung wahr. Der Erfolg jedes Therapeuten hängt von seiner sinnlichen Sensibilität sowie von seinem Wissen und seiner medizinisch-praktischen Fähigkeit ab. Denkendes Beobachten und beobachtendes Denken, beides zusammen macht die ärztliche Begabung aus, das Talent, in selteneren Fällen das Genie.

Fraglos gibt es eine gleichsam intuitiv agierende, über Jahrtausende tradierte »Heilkunst« im wahrsten Sinne des Wortes, etwas das sich nur bedingt erlernen lässt, wenn es einem nicht gegeben ist. So hat sich im Laufe der Geschichte ein ärztlicher Erfahrungsschatz angehäuft, von dem ich meine, dass wir ihn viel zu wenig nützen, und zwar um so weniger, je weiter die medizinische Forschung voranschreitet. Stattdessen neigen wir in der modernen Hightech-Gesellschaft dazu,

alles Überkommene wissenschaftlich gering zu schätzen, wenn wir es nicht gleich über Bord werfen. Wie viel Wissen ist dadurch bereits verloren gegangen? Was alles übersteigt inzwischen unser technisch orientiertes Vorstellungsvermögen? Wie ist es möglich, dass Menschen gesund werden, weil ihnen ein Arzt die Hand auflegt? Wie gelingt es magisch geschminkten »Zauberern«, Knochenbrüche ohne Schiene oder Gips zu heilen? Wie bringen sie es zuwege, operative Eingriffe ohne die uns bekannten Methoden der Anästhesie schmerzfrei auszuführen?

Jede Medizinschule hat ihre Berechtigung

Alles Lug und Trug? Ganz gewiss nicht! Die Phänomene als »unwissenschaftlich« abzutun, ist allzu voreilig. Stattdessen sollten wir uns gerade im Zuge der Globalisierung bemühen, das oftmals Phänomene aus der Geschichte, dem Glauben, den Sitten und Gebräuchen jener Gesellschaften herzuleiten, in denen es heilende Bedeutung erlangt. Denn nur wenn man sich forschend in sie versenkt, besteht die Chance, fremde Kulturen zu verstehen, ihnen womöglich etwas für das eigene Leben abzugewinnen. Das gilt insbesondere für die Heilkunst, da sie zusammen mit dem Essen zu den ältesten Kulturgütern der Menschheit zählt.

Am Anfang der Medizingeschichte stehen religiöse Rituale. Damit eine Behandlung anschlagen konnte, bedurfte es des Segens höherer Wesen. Solche Verbindungen des Mythos mit der ärztlichen Praxis haben sich bis heute in der Heilkunde der letzten Naturvölker dieser Erde erhalten, beispielsweise in den Urwäldern Brasiliens.

Jede Schule hat ihre Berechtigung, sofern ihre Methoden heilsam

sind. Nur verbohrt Dogmatiker – von denen es freilich stets mehr als genug gab und gibt – können auf die absurde Idee verfallen, die Lehren gegeneinander in Stellung zu bringen. Richtiger wäre es, die unvorstellbare Vielfalt der Heilsysteme auch als eine gewisse Einheit zu begreifen, zumindest medizinhistorisch als das Ursprungsbecken, aus dem sich der heutige Stand der Medizin entwickelt hat und sich weiter entwickeln wird. Weil mir das im Laufe meines Lebens als praktizierender Arzt immer klarer geworden ist, habe ich den Begriff der »Weltmedizin« geprägt: ein integrativer Ansatz zur Weiterentwicklung der Schulmedizin. Mit einer kleinen Stiftung versuche ich, die Aufmerksamkeit der Mediziner und ihrer Patienten, der Politiker und der Forscher auf dieses entwicklungsgeschichtliche Kontinuum zu lenken. Zumal es bis heute, von wenigen Ethnologen abgesehen, kaum Wissenschaftler gibt, die hier vergleichende Forschungen betreiben.

Dabei wissen wir doch alle, wie notwendig es ist, voneinander zu lernen, und zwar auf allen Gebieten, in sämtlichen Bereichen des Lebens. Höchste Zeit also, dass wir im Gesundheitswesen über kulturelle und sonstige Grenzen hinweg näher zusammenrücken und uns fragen: Welchen Wert hat die Erfahrungsheilkunde früherer Epochen für die Medizin von morgen? Wovon könnten wir profitieren? Was lässt sich als wirkungsvoll nachweisen? Und auch wenn solcher Nachweis noch aussteht: Muss das Unerklärliche deshalb sofort und für immer im Orkus der Medizingeschichte versinken? »Es gibt zwei Arten zu leben«, hat Albert Einstein gesagt, »entweder so, als wäre nichts ein Wunder, oder so, als wäre alles eins.« So denke auch ich. Ich glaube, dass man eine wissenschaftlich orientierte Medizin betreiben kann, ohne die traditionelle Heilkunst gering zu schätzen. Jedenfalls war sich die Schulmedizin bei allem Bemühen um weltanschauliche Abgrenzung nie zu schade, Erfolge durch die stillschweigende Integration naturkundlichen Wissens zu erzielen, zum Beispiel mit der chemischen Synthese des Aspirins, dessen Wirkstoff ursprünglich aus der Weidenrinde gewonnen wurde. Manches müssen wir uns nur wieder bewusst

machen, wie beispielsweise die großartigen Leistungen auf dem Gebiet der Augenheilkunde, eine der ältesten medizinischen Disziplinen. Bei den Ägyptern gab es bereits den königlichen Augenarzt, die hohe Fachkenntnis der dortigen Ophthalmologen erkannte schon Homer. Kleine Operationen im Auge und am Lid gegen Gerstenkörner zum Beispiel waren genauso bekannt wie die Anwendung von Arzneipflanzen, etwa der Tollkirsche, dem Belladonna und heutigen Atropin, zur Erweiterung der Pupille. Der sogenannte »Starstich« zur Behandlung des Grauen Stars, einer meist altersbedingten Linsentrübung, gehörte zur medizinischen Routine. Überliefert ist der Ursprung dieser Methode von den Babyloniern, also aus einer Zeit, die bald 4000 Jahre zurückliegt. Bei Nichterfolg des Eingriffs sollten dem Augenoperateur die Hände abgehackt werden, so stand es auf später übersetzten Gesetzestafeln. Bei Erfolg indes soll er bezahlt worden sein. Später, sehr viel später wurde 1747 die erste Linsenentfernung vom französischen Arzt Jacques Daviel realisiert. Auch dies nicht von ungefähr, denn schon die Gallier zeichneten sich vor einigen tausend Jahren nicht nur durch die Kunst der Käseherstellung, sondern auch durch eine fortschrittliche Augenheilkunde aus.

ASPIRIN Schon Hippokrates sah die Weidenrinde als Arznei an, sie wurde gegen Fieber und Schmerzen aller Art eingesetzt. Der darin enthaltene Wirkstoff wurde Ende des 19. Jahrhunderts von Mitarbeitern der Firma »Bayer« als »Acetylsalicylsäure« synthetisiert und unter dem Markennamen »Aspirin« patentiert. Das Mittel fand schnell weltweite Verbreitung. Inzwischen ist die Acetylsalicylsäure Bestandteil von mehreren Hundert Präparaten und wird von der Weltgesundheitsorganisation auf der Liste der »unentbehrlichen Arzneimittel« geführt.



STARSTICH Bei dieser durchaus rabiater anmutenden Methode wird mit einem spitzen Gegenstand (»Starstichnadel«) ins Auge gestochen und die getrübte Augenlinse nach unten gedrückt, damit wieder Licht auf die Netzhaut fallen kann. Im günstigsten Fall verhalf der Eingriff den Patienten zu neuer Sehkraft, allerdings kam es häufig zu Komplikationen, vor allem zu Entzündungen, die nicht selten tödlich endeten. So soll auch Johann Sebastian Bach an den Folgen zweier Augenoperationen gestorben sein.



Zwar haben wir nach der naturwissenschaftlichen Revolution am Ende des 19. Jahrhunderts unendlich vieles neu erfunden, aber eben nicht alles. Darauf einen Anspruch zu erheben, sich gar im Gefühl einer Überlegenheit der westlichen Kultur zu wiegen, wäre vermessen.

Es gibt sie ganz einfach nicht, die eine, allein seligmachende Heilkunst. Weder die Schulmediziner noch die Akupunkteure oder Alternativ-Mediziner verfügen darüber. Das gilt für die eingeschworenen Traditionalisten, die glauben, sie könnten uns mit Globuli und Kräutertee von jeglichem Leiden erlösen, ebenso wie für die Operateure, die lieber zum Skalpell greifen, als sich auf ein Gespräch mit den Patienten einzulassen oder bei Rückenschmerzen eine Massage oder Osteopathie zur Muskel- und Faszienspannung anzubieten. Nicht zu reden von den Gesundbetern und deren genereller Verdammung schulmedizinischer Behandlung, wenn es sein muss bis zum Tode hin. Jegliche Heilkunst, die traditionelle wie die vorausschauend moderne, hat viele unterschiedliche Stärken. Nur will das einer dem anderen ungerne zugestehen. Statt zusammenzuwirken üben sich die Überzeugten in eifersüchtiger Abgrenzung, noch immer.

Mir wollte das nie einleuchten. Obwohl selbst Schulmediziner, als Radiologe und Mikrotherapeut der Gerätemedizin sogar professio-

nell verpflichtet, habe ich der fachwissenschaftlichen Hybris seit jeher misstraut. Das kann, dachte ich bereits als Student, doch nicht alles sein. Und auf der Suche danach, was es außerdem noch geben musste, bin ich wieder und wieder in ferne Länder und auf fremde Kontinente gereist, nach Indien, auf die Höhen des Himalaja und in das farbenprächtige Bhutan, nach Australien zu den Aborigines, nach Japan, nach China und Brasilien oder kreuz und quer durch Europa. Um hinter die »Geheimnisse« der Weltmedizin zu kommen, habe ich mit Ärzten und Medizinerinnen, mit Priestern und Schamanen gesprochen und lange mit dem Dalai Lama zusammengesessen. Und irgendwann führte mich die Recherche dann auch zurück in die eigene Familiengeschichte. War doch einer meiner Vorfahren, Carl Abraham von Hunnius, der Ur-Ur-Ur Großvater meiner Mutter, einer der ersten gewesen, die im 18. Jahrhundert Naturheilverfahren in die klassische Medizin einführten.

Arzt in sechster Generation

Dass ich selbst Arzt in sechster Generation bin, ist mir allerdings erst spät aufgegangen. Zunächst ergab sich meine Entscheidung für die Medizin aus anderen, schmerzhafteren Erfahrungen. Dass mir ein besonderes Interesse sozusagen angeboren gewesen wäre, wäre mir nicht im Traum eingefallen und war auch ansonsten nicht erkennbar. Ich tat, was die meisten Jungen um mich herum taten, begeisterte mich für Technik, Sport und Musik, bolzte auf dem Fußballplatz, bastelte gern und lernte schon früh Gitarre spielen. Außerdem haftete mir der Ruf an, eine Leseratte zu sein. Wie nebenher, ohne dass ich dazu von den Lehrern oder den Eltern angehalten worden wäre, stellte sich ein besonderes Interesse an Philosophie und Religion ein. Bis heute zehre

ich von vielen dieser ersten, noch naiv gesammelten Eindrücke. Wann immer ich Paul Gerhardts Lied »Geh aus, mein Herz, und suche Freud« höre, fühle ich mich für Momente zurückversetzt in die ebenso besinnliche wie heitere Atmosphäre der sonntäglichen Gottesdienste meiner Kindheit. Das Mitte des 17. Jahrhunderts gedichtete und komponierte Kirchenlied ergriff mich seinerzeit derart, dass ich lange überlegte, selbst Pastor zu werden. Das, was damals nahelag, sich beinahe von selbst verstand, wenn man in einer Bergbauregion, im »Revier«, aufwuchs, kam für mich nie in Frage. In die Fußstapfen meines Vaters, der sich als Bergbau-Ingenieur seiner Arbeit und dem Milieu stark verbunden fühlte, wollte ich nicht treten. Obwohl es auf diesem Gebiet durchaus viel Faszinierendes für mich gab, wie den Tunnelbau der Stollen unter Tage. Bis heute habe ich nicht verstanden, warum unsere Urväter diese Technik nicht einsetzten, um den Automobil- und Bahnverkehr unter das Ruhrgebiet, in dem ich lebe, zu verbannen. Selbst eine U-Bahn, die alle Städte verbindet, gibt es nicht.

Als Jugendlicher zog es mich erst einmal weg, und zwar so weit wie möglich. Um mir diese erträumte Ferne, das Unbekannte zu erschließen, begann ich zunächst Sinologie und Romanistik zu studieren. Über das Studium der Sprachen wollte ich in die Kulturen eintauchen.

Das Interesse an der Medizin schlummerte in tieferen Schichten. Aus der Erfahrung geborene Ängste, so scheint es mir heute, versperrten den Zugang fürs erste, so wie sie später der Grund für mein ärztliches Engagement, für die große Leidenschaft meines Lebens werden sollten. Als Kind hatte ich häufig Halsschmerzen und litt oft an Mittelohr-Entzündungen, einer Erkrankung, die heute dank der Antibiotika kaum noch so schmerzhaft verläuft, wie sie mir im Gedächtnis geblieben ist. Ich erinnere mich noch genau an die schlimmen Besuche beim Hals-Nasen-Ohren-Arzt, genauso wie an das Blutabnehmen mit stumpfen Kanülen. Die Spritzen besaßen damals in der Regel einen schlechten Schliff: vielfach sterilisierte Stahlröhrchen im Dauereinsatz. Auch kam kaum jemand auf die Idee, bei dieser Prozedur

wenigstens ein freundliches oder beruhigendes Wort zu verlieren. Allenfalls bekam man einen aufmunternden Klaps, begleitet von der Bemerkung: »Indianer kennen keinen Schmerz!« Und die Eltern hatten gefälligst im Wartezimmer zu warten, bis die traumatische Prozedur vorbei war.

Dieses scheinbar herzlose Geschäft zu meinem Beruf zu machen, kam mir nicht in den Sinn – nicht bis zu dem Tag, da ich mich während meiner Bundeswehrzeit einer Mandel-Operation und danach gleich noch einer OP der Nasenscheidewand unterziehen musste. Die in beide Nasenlöcher zum Stillen der Blutung eingesetzten Tampons wurden am Folgetag ruckartig »herausgerissen«. Ich war, wie es mir damals schien, in die Hände von Folterknechten geraten. Dabei entsprach das Vorgehen fraglos der üblichen »Behandlung«. Absichtlich wollte mir niemand wehtun. Das wusste ich schon. Aber sollte diese Quälerei wirklich unvermeidlich sein? Sicher war der Zweifel, der mich damals spontan anfiel, naiv und unter den gegebenen Umständen ungerecht; losgelassen hat er mich fortan nie mehr. Unbeleckt von jeglichem Fachwissen dachte ich mir, dass es doch gelingen müsste, viele Behandlungen einfacher und sanfter durchzuführen, ohne den Patienten dieser höllischen Angst vor dem Eingriff oder den Ärzten auszusetzen. Unter Schmerzen wurde so der spontane Entschluss geboren, Arzt zu werden.